



Dr. August Prinzinger d. Ae.

Dr. August Brinzinger
der Ältere.



Ein Gedenkblatt.







Entlegen vom heutigem Weltverkehr und von der Eisenbahn, die aus dem Donauthale bei Ulm über die schwäbische Alb nach dem Garten Württembergs, dem Tils- und Neckarthale führt, liegt ein rauhes und wasserarmes Tafelland, der Nalbuch. Auf weiter Höhe über den lieblichen burgenreichen Waldthälern, die sich gegen Sonnenuntergang in jene gesegneten Gefilde hinabsenken, breitet sich ein welliges Ackerland im Wechsel mit steinigem buchenwaldbedeckten Rücken aus. Das Land ist trotz seiner Rauheit nicht unfruchtbar und nicht arm an Wohnstätten, die mit ihren steilen Giebeln und Strohdächern sich nach schwäbischer Art um das Wahrzeichen eines alten Kirchturms zusammenschaaren. In diesen unscheinbaren Häusern wohnt ein arbeitsamer, biederer, echt deutscher Bauernschlag, der mit dem Wenigen zufrieden, was sein Boden hervorbringt, treu an der guten alten Sitte und der Heimat hängt. Und doch muß etwas (wie ein einheimischer Dichter schrieb) dieser schwäbischen Luft zugemischt sein, was hinaustreibt in alle Fernen, aber auch etwas, das wieder heimwärts zieht mit starkem Haken der Sehnsucht.

Auf diesem Hochland, im Dorfe Böhmenkirch war Josef Prinzinger, der Vater des Mannes, welchem diese Zeilen gewidmet sind, am 7. Jänner 1781 geboren. Sein Vaterhaus hieß „beim Maler“, weil seine Besitzer neben ihrer Landwirtschaft herkömmlich das Bemalen von Herrgottbildern als Beschäftigung übten. Dem Bauerssohne, der schon früh wissenschaftliche Neigungen zeigte und sich später eifrig mit den philosophischen Studien seiner Zeit, den Ideen von Kant und Fichte beschäftigte, erlaubte ein günstiges Geschick, daß er die Lateinschule besuchen und dann die Rechte studieren konnte. Als Landgerichts-Assessor zu Ottobenern in bairisch-Schwaben ehelichte er die Tochter des dortigen Stiftskanzlers, Johanna von Huber. Sein ältester Sohn aus dieser Ehe, Friedrich August, kam daselbst am 16. October 1811 zur Welt.

Im Jahre 1815, nachdem das frühere Erzbisthum Salzburg nach unglücklichen und wechselvollen Schicksalen mit Baiern vereinigt worden war, wurde Josef Prinzinger als Landrichter nach Zell im Pinzgau versetzt und bald darauf, als Salzburg in den Besitz Oesterreichs übergieng, von diesem Staate in gleicher Stellung übernommen. Seine frühe Jugend verlebte also August in Zell am See und er betrachtete dasselbe als seine eigentliche Heimat. An der Hand des Vaters, der auch ein eifriger Mineraloge war, lief er über Berg und Thal, und es ward die innige Verknüpfung der jugendlichen Erinnerungen und starken Eindrücke mit dem Volksleben dieses damals noch so weltabgeschiedenen und eigenthümlichen Landes die Grundlage seiner späteren genauen Kenntniss von Land und Leuten unseres Gebirges.

Der Landrichter Josef Prinzinger wurde bald nachdem er wegen Krankheit in den Ruhestand getreten und nach der Stadt Salzburg übersiedelt war, erst 45 Jahre alt, am 22. Juni 1826 aus dem Leben abgerufen. Seine Witve mit sechs noch unverorgten Kindern gerieth infolge dieses Schicksalsschlages, da ihr nur eine Jahrespension von 135 fl. K. W. und ein Erziehungsbeitrag von 27 fl. für jedes Kind zuerkannt wurde, in bittere Noth. August besuchte das Gymnasium in Salzburg und das Lyceum — so hießen damals die zwei letzten Jahrgänge desselben, in denen Philosophie gelehrt wurde — und studierte dann die Rechtswissenschaft an der Universität Wien (bis 1835). Diese Jugendzeit war für ihn eine harte Schule der Entbehrungen; Privatunterricht, den er schon in Salzburg zur Erleichterung seiner Studien erteilt hatte, half auch die Kosten des Besuchs der Hochschule bestreiten, und in Wien mußte er das dornenvolle Amt eines Hofmeisters mit allen seinen Beschwerden auf sich nehmen. Doch half ihm sein ernstes Streben und eiserner Fleiß über alle diese Schwierigkeiten hinweg.

Bis 1836 legte er beim k. k. Stadt- und Landrechte (dem späteren Landesgericht) in Salzburg die vorgeschriebene Rechtspraxis zurück. Um seinen Unterhalt zu bestreiten und seiner Mutter, an welcher er mit inniger Liebe hieng, einige Unterstützung gewähren zu können, mußte er juridische Arbeiten gegen Entgelt übernehmen und nach Beendigung der Rechtspraxis sich dem Anwaltsberufe zuwenden. Er trat als Concipient in die angesehenene Kanzlei des Advocaten Dr. Franz von Hillebrandt ein (1837—1839), wodurch es ihm auch möglich wurde, die Kosten der strengen Doctorsprüfungen aufzubringen, die er 1839 in Innsbruck ablegte.

Am 1. Juli 1839 erreichte er seine Anstellung beim Fiscalamte in

Salzburg und diente bei demselben noch zwei Jahre unentgeltlich und unter mancherlei Entbehrungen, bis er im Juni 1841 zur Kammerprocuratur in Linz übersezt wurde und zum Bezuge eines Adjutants von 300 fl gelangte. So schwer ihm auch die Trennung von Salzburg fiel, so hielt er sich doch, wie er später gern erzählte, einem Fürsten gleich, als er den ersten sauer verdienten Gehalt bezog. In seiner ämtlichen Stellung waren ihm das Urkundenwesen und die Waldrechtsangelegenheiten übertragen, in denen er sich tiefe theoretische und praktische Kenntnisse aneignete. Diese bethätigte er auch auf literarischem Gebiete; die Zeitschrift für österreichische Rechtsgelehrsamkeit enthält in den Jahren 1841 und 1842 größere Abhandlungen, wie über die Quellen des Wechselrechtes und über den Urkundenbeweis, aus seiner Feder.

Am 29. August 1842 legte Dr. Prinzinger die Fiscalamts-, und am 18. October desselben Jahres die Richteramtsprüfung mit vorzüglichem Erfolge ab. Aber erst im Jänner 1846, nach vielen fruchtlosen Bewerbungen, erreichte er seine Ernennung zum Advocaten in St. Pölten. Nun hatte alle Noth für ihn ein Ende. Rasch gelang es ihm, bei seiner Befähigung, großen Arbeitskraft und strengen Rechtlichkeit, das allgemeine Vertrauen der Stadt- und Landbevölkerung und ein ausgebreitetes und einträgliches Geschäft zu erwerben. Nun verheirathete er sich mit Fräulein Louise von Tarnoczny, einer Schwester des nachmaligen Salzburger Erzbischofs Maximilian von Tarnoczny; aber er mußte das schwere Schicksal erleben, alsbald die Wittin sammt den beiden Söhnchen, die sie ihm geschenkt, durch den Tod zu verlieren (7. November 1847). Ein festes Vertrauen in Gott und die eigene Kraft sowie unermüdete Arbeit halfen ihm auch über diese Prüfung hinweg.

Die Märztage des ereignißvollen Jahres 1848 waren angebrochen und mit ihnen die schönsten Frühlingshoffnungen für das deutsche Vaterland und die Deutschen in Oesterreich erweckt. Am 19. März wurde die Constitution in Oesterreich kundgemacht, und eine neue Jugendzeit der flammenden Begeisterung war ins Land gekommen. Auch Prinzinger stand damals in der Reihe der Vorkämpfer für Freiheit und Recht. In einer begeisterten Anrede an die Wahlmänner des Bezirkes legte er am 28. April seine politischen Grundsätze dar, und in zündenden Worten begrüßte er sodann die Wahl des Professors Dr. Endlicher als Vertreters des Viertels Ober-Wienerwald in das Frankfurter Vorparlament. An den Bauernstand, der die neue Bewegung noch nicht recht begriff, richtete er eine schlichte, aber um so wirkungsvollere Belehrung über die neuen Gesetze (Preszfreiheit und Constitution). Die Nationalgarde von St. Pölten

ernannte ihn zu ihrem Auditor. Allein schon die Ereigniffe im Mai in der Reichshauptstadt mußten zu nüchternere Auffassung der politischen Lage drängen. Wieder war es Prinzinger, der vor überhastetem Vorgehen und vor dem Mißbrauch der Freiheit warnte.¹⁾

Die Begeisterung für die deutschen Einheitsbestrebungen führte ihn nach den Rheinlanden, in die bairische Pfalz, wo er das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren aus eigener Anschauung kennen lernen, und nach Frankfurt a. M., wo er Deutschlands berühmteste Männer von Angesicht sehen und ihre begeisterten Worte hören wollte. Aber in seinen Erwartungen enttäuscht kehrte er von da zurück. Es wurde ihm zu viel geredet und zu wenig gehandelt und die kostbare Zeit mit Kleinlichkeiten und dem Rangstreit der Großen vergeudet.

Da wurde es ihm zutheil, daß ihn das Vertrauen seiner Mitbürger anlässlich einer im November 1848 stattfindenden Ersatzwahl im Bezirke

¹⁾ „So begeistert ich in den herrlichen Märztagen gewesen war“ — sprach er am 22. Juli 1848 zum Volke — „wenn ich nun über unsere Lage nachdenke, eriaßt mich tiefer Kummer. In Italien ein hoffnungsloser Kampf: Polen einem Vulkan vor dem Ausbruche gleich; in Böhmen und Slavonien Bürgerkrieg; Tirol und Triest feindlich bedroht; die ganze Ost- und Nordgrenze des Reichs mit russischen Soldknechten umstellt; im Innern eine schwache Regierung und neben ihr eine Partei, die eigentlch regiert . . . An Vielem, Vielem ist die Langsamkeit, Halbheit und Schwäche der Regierung Schuld. Denken Sie zurück an die Märztage! Am 14. März erhielten wir Pressefreiheit ohne Pressegesetz; am selben Tage eine Bürgermacht (Nationalgarde) für Wien ohne regelndes Gesetz; am 15. März das Versprechen einer Constitution, ohne daß auch nur die Grundzüge derselben gezeichnet worden wären . . .

Es waren überall die alten Gewalten gelähmt, jedes frühere Ansehen gewelkt, und an deren Stelle zögerte man die neue Gewalt, das neue Ansehnliche zu bringen. Nur durch schleunigste Berufung des Reichstages, durch Anhören des Volkes und aufrichtiges Ansehen an seine Vertreter konnte Regierung und Verwaltung wieder erstarken und Ansehen und Macht erhalten . . .

Für Oesterreich eine demokratische Verfassung! Ich bin weder nach Stand noch nach Gesinnung ein Aristokrat, bin vielmehr von Jugend an gewohnt den Menschen nur nach Kopf und Herz zu schätzen; ich gebe auch zu, daß eine Demokratie dem Vernunftstaate am nächsten stehen möge. Allein eine andere Frage ist, ob die Demokratie für einen geschichtlich gegebenen Staat die beste Regierungsform, ob für Oesterreich eine Demokratie nützlich, ja auch nur möglich sei, ohne das Land in unselige Wirren und Bürgerkrieg zu stürzen. Ich glaube nicht. Ein Versuch damit käme mir nicht anders vor, als wenn man einen Kranken, der eben vom Bette aufgestanden, stoßen würde, damit er schneller gehen lerne . . .

Ich kann mich darum auch mit den Anstrengungen der Wiener Volksmänner und der ihnen anhängenden Jugend nicht befremden. Nur das Eine erhebt in ihrem Thun mein deutsches Gemüth, daß sie mit entschlossener Hand das Staatsschiff wieder nach Nordwest dem großen Vaterlande zugekehrt und die schwarz-roth-goldene Fahne für immer aufgehißt haben, welche unsere Regierung bereits einzuziehen begann.“ „Von diesem Schritte“ — meinte er mit Bezug auf Salzburg — „wird insbesondere unser herrliches Ländchen die schönsten Früchte durch Erhöhung seines Wohlstandes und durch Befriedigung seines Herzenszuges ernten. Der schwarzgelbe Querbaum wird seinen Salz- und Metallreichtum und die Fülle seiner Erzeugnisse aus dem Thierreiche ebenio wenig mehr zurückdämmen, als die schwellende Brust seiner Bewohner. Das muß ein schönes Fest werden, wenn der erste Schraubbaum an Salzburg und Saale fällt!“

St. Pölten selbst als Abgeordneter in das Frankfurter Parlament berief. Noch nicht ohne Hoffnungen folgte Dr. Prinzinger dem Rufe und legte die damals lange Reise zum zweitenmale zurück. In Frankfurt schloß er sich der gemäßigten Linken an. Er arbeitete emsig und viel und vertrat den Standpunkt der Deutsch-Oesterreicher mit warmer Ueberzeugung. Aber als die Ereignisse stärker waren als alle edlen Bestrebungen, als der unverzöhliche Rangstreit der beiden Großstaaten das Verfassungswerk der Paulskirche um seine Verwirklichung brachte und Oesterreich im März 1849 seine Abgeordneten aus Frankfurt abrief, kehrte er mit bitterer Enttäuschung in die Heimat zurück.

Vor Kurzem (1898, 5. Heft) feierte die „Gartenlaube“ in warmen Worten „die Veteranen der Paulskirche“, darunter die drei noch überlebenden Oesterreicher Dr. Karl Stremayr, Dr. August Prinzinger und Moriz von Mayfeld als die wenigen Ueberlebenden „von jenem glänzenden Aufgebot, welches das Deutschthum Oesterreichs unter Anastasius Grün's, des Grafen Auersperg Führung in die Paulskirche entzündet hatte.“

Hiermit endete auch der erste große Abschnitt im Leben August Prinzingers. Mit ganzer Kraft wendete er sich nun wieder seinem Anwaltsberufe und zwar um so freundiger zu, als ihm jetzt ein Herzenswunsch in Erfüllung gegangen und er noch vor seiner Rückkehr aus Frankfurt (1849) zum Advocaten in Salzburg ernannt worden war. Er vernähmte sich nun zum zweitenmale und führte eine Baierin, Fräulein Josefine Loë, eine Tochter des Ober-Medicinalrathes und Directors des allgemeinen Krankenhauses in München, Dr. Karl von Loë, als seine Gattin in den neuen Haushalt heim. Sie ward seine treue und stets opferwillige Lebensgefährtin bis zu seinem Tode, die Vertraute aller seiner Gedanken und wissenschaftlichen Bestrebungen.

Als Anwalt errang sich Dr. Prinzinger auch in seiner alten Heimat bald großes Vertrauen und eine ausgebreitete Praxis. Er war ein genauer Kenner des Landes und seiner eigenthümlichen Zustände; sein umfassendes juridisches Wissen überhaupt und seine Vertrautheit mit den bäuerlichen Rechtsverhältnissen insbesondere kamen seiner Thätigkeit sehr zustatten in der Zeit, da die Ueberführung der alten Wald- und Weiderechte in die moderne Wirtschaft durch das große Werk der Grundlastenablösung und -Regelung im Lande Salzburg im Zuge war. Seine Kanzlei hatte bald einen guten Ruf, und manche hervorragende Vertreter des älteren Juristengeschlechtes in Salzburg giengen aus dieser Schule hervor. Neben seiner wissenschaftlichen Thätigkeit auf dem Gebiete der

deutschen Sprache und Geschichte vernachlässigte er keineswegs die Pflichten seines Berufes.

Am 28. Juni 1858 wurde Dr. Brinzinger zum Gemeinderathe der Landeshauptstadt ernannt und am 16. Februar 1861 durch die Wahl seiner Mitbürger in diesem Amte bestätigt. Diese seine öffentliche Thätigkeit fiel gerade in die schwierige Zeit, da sich die alte in die Festungswälle eingeschränkte Stadt nach dem Fall derselben zu erweitern anfieng, da die Raibauten an beiden Flußusfern entstanden und so vielen neuen Schöpfungen der Boden vorbereitet werden mußte. Er hatte den juristischen Theil der Arbeiten übernommen und entwickelte darin trotz mancher Gegnerschaft eine so allgemein anerkannte Thätigkeit, daß er durch eine Vertrauenskundgebung der angesehensten Bürger der Stadt geehrt wurde, als er Ende 1862 infolge von Ueberanstrengung und dadurch zugezogener Kränklichkeit auf diese öffentliche Stellung verzichten mußte. Zu gleicher Zeit hatte er die Stelle eines Verwaltungsrathes der Salzburger Sparcassa seit ihrer Gründung bekleidet.

Am 4. Februar 1867 wurde Brinzinger mit seinen früheren Mitarbeitern im Gemeinderathe Heinrich Ritter von Mertens und Rudolf Viebl als Vertreter der Stadt Salzburg in den Landtag des Kronlandes gewählt. Auch hier betheiligte er sich eifrig an der Lösung der großen Fragen der neuen Schulgesetzgebung, der Gemeindeordnung und der Grundlastenregelung. Er huldigte stets gemäßigtem Fortschritt, aber er warnte auch vor Ueberstürzungen, so in der Frage der Waldlastenablösung und der Freitheilbarkeit von Grund und Boden. Seine und des Bauernfreundes Franz Peitler Warnungsrufe blieben damals ungehört, aber die spätere Erfahrung hat ihnen Recht gegeben.

Mit Ende des Jahres 1868 legte er das Landtagsmandat mit Rücksicht auf seine vermehrten Berufsgeschäfte zurück. Nach dem Ableben des Alterspräsidenten Dr. Franz Edlen von Hillebrandt (1870) wurde Dr. Brinzinger zum Vorstande der Salzburger Advocatenkammer gewählt und bekleidete dieses Ehrenamt bis zu seinem Verzicht auf die Advocatur. Ende des Jahres 1880 zog er sich nach 44jähriger Thätigkeit in der Rechtspflege ganz in das Privatleben zurück und übergab sein in den letzten Jahren schon stark beschränktes Geschäft seinem einzigen Sohne, welcher nach dem Willen des Vaters seinem Berufe gefolgt war. Die wahrer Hochachtung entsprungene Ehrung seiner Berufsgenossen bei seinem Abschiede galt ihm mehr als die staatliche Auszeichnung, die ihm bei diesem Anlaß zutheil wurde. Seine Lebenserfahrung hob ihn über die Wertschätzung von Neußerlichkeiten hoch empor; er beurtheilte aber auch

die für die Deutschen in Oesterreich sich immer düsterer gestaltenden staatlichen Verhältnisse und das Leben überhaupt mit jener Strenge und jenem fittlichen Ernst, die er an sich selbst stets geübt hatte.

Von nun an lebte Prinzinger nur mehr seinen Lieblingsstudien und seiner Familie, zurückgezogen auf seinem ländlichen Besitze im Monnthal, den er 1863 erworben hatte, zurückgezogen aber auch vielleicht zu sehr von Freunden, die seinen Ansichten zu mehr Geltung verholfen und seine letzten Lebensjahre erheitert hätten. Freilich waren ihm seine besten aus früherer Zeit im Tode vorangegangen, so außer seinen älteren Brüdern Adolf und Emil, der Wiener Schulmann Hofrath M. A. Becker, Professor Wurm und der bekannte Dr. Ludwig Steub in München, der Dichter Karl Guntram (Hofrath Camillo Wagner) u. A. Wissenschaftliche Beziehungen unterhielt er dann noch mit hochgeschätzten Freunden, wie dem gelehrten Professor Dr. Karl Weinhold, dessen Hausgenossenschaft er sich in manchem Jahr erfreute, mit Professor Dr. Eduard Richter, Dr. Mathias Much, Professor Dr. Johannes Ranke, Dr. M. Höfler, Rektor Friedrich Ohlenschläger, Oberst G. Banalari, und in der letzten Zeit mit dem von ihm hochverehrten Dr. Alexander Beez.

Zehn Jahre (1874 - 1884) war Dr. Prinzinger Vorstand unserer Gesellschaft für Landeskunde, an deren Gründung und Entwicklung er von Anfang an mit Dr. F. W. Zillner den größten Antheil genommen und deren Ausschuss er schon durch 20 Jahre angehört hatte. Sein Ansehen, seine wissenschaftlichen Bestrebungen und die ruhige, vermittelnde Art seines Wesens eigneten ihn besonders zur Leitung. Er pflegte vorzugsweise auch die auswärtigen Beziehungen der Gesellschaft und zog die Mitglieder durch seine gern gehörten Vorträge an. Die Auszeichnung, welche ihm die Gesellschaft am Ende seiner Vorstandschafft durch die Ernennung zu ihrem Ehrenmitgliede erwies, wußte er hoch zu schätzen. Er bereicherte auch dann noch ihre Schriften durch Beiträge und ihre Abende durch Vorträge — den letzten über Chiemsee und Chiemgau hielt er noch im Alter von 82 Jahren — und nahm an ihren Bestrebungen noch lebhaften Antheil, als ihn Alter und Gebrechlichkeit von der persönlichen Theilnahme ausschloßen. Was aber das Schwerste für ihn war, sein allmählig erlöschendes Augenlicht setzte in den letzten drei Jahren seiner geistigen Thätigkeit enge Grenzen. Allein noch an das Schmerzenslager gefesselt, blind und körperlich gebrochen, hörte er nicht auf zu arbeiten; mit seltener geistiger Kraft und Schärfe des Verstandes dictierte er noch seine Gedanken seiner ihn hingebungsvoll pflegenden Frau und seinem

Sohne in die Feder. Seine letzte im Jahrbuch von 1898 enthaltene Arbeit über „Altsalzburg“ ist auf diese Weise entstanden. Erst wenige Tage vor seinem Tode erlahmte die geistige Kraft. Am Morgen des 14. Jänner 1899 schied er im 88. Lebensjahre aus dieser Welt.

Mit ihm ist einer jener alten Salzburger dahingegangen, die mit ihrem ganzen Herzen an ihrer schönen Heimat hingen, eine jener schlichten aber charaktervollen Gestalten, die wenig auf äußere Erscheinung, auf Glanz und Erfolg, alles aber auf Wahrheit, unbeugsame Rechtlichkeit und Ueberzeugungstreue hielten. Wenn er aber auch seit seiner Kindheit die salzburgische Heimat über alles liebte, so erinnerte er doch auch gern an die ursprüngliche Heimat der Familie, das schwäbische Bauernland der Rauhen Alb, dessen wir im Eingange gedachten. Zwei Charakterzüge dankte er vielleicht jener Herkunft: den ausgeprägten Familiensinn und seinen Schwabenfleiß. Sein Leben war voll Arbeit, und die Arbeit war ihm Leben. Er bethätigte es bis an sein Ende. Seine arbeitsvolle und entbehrungsreiche Jugend sowie manche Enttäuschung im Leben mag den Ernst seines Wesens hinlänglich erklären. Er war streng im Urtheil, aber am strengsten gegen sich selbst. Seine Lebensweise war eine schlichte und äußerst mäßige. Aber er konnte auch recht heiter und gesellig sein, besonders wenn die Natur und gleichgesinnte Menschen oder Beziehungen zu seinen Forschungen ihn anregten. Er kannte Land und Leute seiner Heimat wie kaum ein Anderer, und es war ein Hochgenuß, unter seiner Führung durch's Land zu wandern. Dann belebten sich Berg und Thal mit Gestalten und Farben entschwundener Zeiten, deren Spuren er in der Gegenwart überall zu finden und zu zeigen wußte. Dann ließ er so belehrende Blicke thun in die Werkstätte seiner Forschungen. Und den Grundzügen dieser seiner wissenschaftlichen Arbeiten sollen nun die nachstehenden Zeilen folgen.

Nicht bloß durch seine Neigung zur Wissenschaft, sondern auch durch seine ämtliche Beschäftigung mit dem alten Urkundenwesen wurde Dr. Brinzinger zur Sprach- und Geschichtsforschung geführt. Die Rechtsübung und Rechtsprechung am Beginne seiner Berufsthätigkeit war noch ungleich mehr als heutzutage auf die geschichtliche Ergründung der Rechtszustände und die Auslegung der alten Urkunden angewiesen. Es war noch die Zeit, da Kleimayern's *Zuavia* und die alten Wald- und Bergrechtsordnungen die Quellen des bestehenden Rechtes waren und ihr Studium die Aufgabe des salzburgischen Fiscalbeamten und Anwalts bildete. Bestanden aber damals noch zahlreiche Beziehungen zwischen dem

Rechtsleben des Volkes und jenen alten Urkunden, so bestanden solche auch zwischen der altererbten Sprache des Gebirgsländers und jener der Urkundenschreiber. Die deutschen Urkunden des spätern Mittelalters waren unverständlich in der noch jetzt lebenden kaum veränderten Mundart geschrieben, und so schien es auch die altdutsche Schriftsprache, freilich, je weiter gegen die Römerzeit zurück, desto mehr in lateinischer Umhüllung.

Hierauf und auf seine eingehende Kenntniß der Eigenthümlichkeiten des süddeutschen Volkes gründete Dr. Brinzinger die Grundsätze seiner Forschung. Er vertieft sich nicht minder in die Lehrsätze der herrschenden Jakob Grimm'schen Schule, aber er konnte sie nicht billigen, gerieth vielmehr in immer schärferen Gegensatz mit dieser Lehre, weil sie ihm in Widerspruch zu stehen schien mit der Sprache und dem Geiste des süddeutschen Volkes, besonders mit der Eigenart des bairischen, die er mit seltener Innigkeit erfaßt hatte. Lieber wollte er an Adelong anknüpfen, dessen Forschung er hochhielt, während sie jene Schule zur Seite gestellt hatte.

So entwickelten sich die Grundsätze seiner eigenen Sprachforschung, deren erster lautet: „Der Deutsche hat von den Römern schreiben und auf diese Weise seine Sprache durch die Schrift mit den Eigenthümlichkeiten wälischer Zunge geben gelernt“. Der Deutsche schrieb also nach seiner Meinung einst anders als er sprach; er sprach damals wie man auch jetzt noch im gemeinen Leben spricht, schrieb aber seine Rede im Sinne und Geiste wälcher Zunge. Die ältere deutsche Sprache war nur Mundart oder eine Mehrheit von Mundarten, wie dieses bei der Volkssprache noch jetzt der Fall ist.¹⁾ Auch das sogenannte Althochdeutsch ist nicht eine längst überwundene und überlebte Stufe der deutschen Sprache, vielmehr der schriftliche Ausdruck der noch in Süd- und Mitteldeutschland lebenden Mundarten. Ueber den Mundarten erhebt sich erst allmählich mehr und mehr eine allgemeine deutsche Schriftsprache, welche sich des bisherigen wälischen Kleides entledigt.

Mit diesen Grundsätzen, die er mit der ihm eigenen Gründlichkeit und logischen Schärfe vertrat und in seinem Buche: „Die altdutsche Schriftsprache“ (Salzburg 1860) mit zahlreichen Beispielen belegte, trat er freilich in starken Gegensatz mit der herrschenden Lehre, die er als „eine Irrlehre, aus Unkenntniß der Volkssprache, aus Verwechslung

¹⁾ Diese Ansicht vertrat auch der berühmte Sprachgelehrte Professor Max Müller in Oxford, welcher schrieb: „Es hat eine gemeingermanische Volkssprache nie gegeben, die Deutschen haben immer in ihren Mundarten geredet“.

der Schrift= mit der Volkssprache, im Widerspruch mit dem Leben und mit dem Wesen der Sprache selbst bezeichnete.

Seine gründliche Arbeit erfuhr wohl manche Zustimmung von Gelehrten und in Fachzeitschriften des In- und Auslandes, aber auch die ganze Anfeindung der Grimm'schen Schule. Nicht ruhige Beurtheilung und sachliche Widerlegung, sondern nur Entstellungen, ja gemeinen Schimpf und persönliche Anwürfe setzten einige Vertreter dieser Richtung der Störung ihrer Kreise entgegen.

Zugleich mit dieser sprachwissenschaftlichen Arbeit, sozusagen als nothwendige Ergänzung und Folgerung derselben, beschäftigte sich Prinzing mit einem groß angelegten Werke: „Die älteste Geschichte des bairisch=österreichischen Volksstammes“, als dessen Zweck er bezeichnete, „die Abstammung der Bewohner der bairisch=österreichischen Heimat als eine deutsche zu erweisen und ihre Geschichte als die älteste deutsche Geschichte vorzuführen“. Leider erschien von diesem Werke (Salzburg 1856) nur der erste Band: „Deutscher Sprachschatz in der Gestalt einer Geographie Norrichs“; die späteren Ereignisse und angestrebte Berufsarbeit verhinderten den Verfasser, es zu vollenden und den gesammelten umfangreichen Stoff zu verarbeiten. Der zweite Band sollte die älteste Geschichte der Baiern, der dritte die deutschen Berg-, Thal-, Fluss- und Ortsnamen behandeln. Einzelne Bruchstücke davon veröffentlichte er später als besondere Vorträge und Aufsätze, so aus dem geschichtlichen (2) Theile „die Markmannen-Baiern-Wanderungen“ (Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, 14. Band 1884), und die Studie „Der vorchristliche Sonnendienst im deutschen Südosten“ (Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde XV. Band 1880).

Die Summe seiner diesbezüglichen Studien zog Prinzing in einem vor den in Salzburg versammelten Anthropologen am 12. August 1881 gehaltenen Vortrage: „Die Keltenfrage deutsch beantwortet“. Seine Kenntniss der süddeutschen Heimat und des bairischen Volkes und seiner Sprache leiteten ihn dahin, den bairischen Volksstamm für einen bodenständigen, schon vor der Römerzeit hier sesshaften zu halten. Ein großes und mächtiges ackerbautreibendes Volk (die vermeintlichen Kelten) verschwindet nicht aus einem Lande, ohne breite Spuren zu hinterlassen. In unseren Alpenländern deutet aber Alles auf uraltes deutsches Wesen hin. „Was in diesem Bereiche nicht deutsch ist, das ist lediglich hinterlassene römische oder slavische Fährte, auf rein deutschem Grunde so deutlich erkennbar, als wäre sie jüngst erst aufgedrückt worden.“ „Die Vorgeschichte der Alpenländer“, sagt er an anderer Stelle, „wird

nach meiner Ueberzeugung aus den Irrgängen, Räthseln und Widersprüchen, in welchen sie befangen ist, nicht herauskommen, solange sie sich nicht freimacht von den Banden römischer Erd-, Völker- und Sprachkunde“.

„Die Nachricht eines Strabo und anderer römisch-griechischer Schriftsteller vom Keltenthume der Noriker ist aber ebenso unbestimmt und wenig sagend, als die Ausdrucksweise des heutigen Orientalen, wenn er alle Nord- und Westeuropäer Franken nennt“

„Die Geschichte spiegelt sich genau in den Namen des Landes ab“. Daher keine Forderung einer genaueren Verbindung der Geschichte mit der Sprachforschung. Der Gewinn, den die Geschichtsforschung aus letzterer ziehen sollte, schien ihm noch keineswegs erschöpft; er sollte mindestens so erkannt werden, wie jener aus der Volkskunde, welche die neueste Zeit mit Vorliebe pflegt.

Diese Gedanken brachte er vielleicht zum entschiedensten Ausdruck in seiner Schrift „Zur Namen- und Volkskunde der Alpen“ (München 1890), worin er das hohe Alter der Bergnamen zu erweisen suchte. „Der Name ist gleich Berg und Thal, gleich Fluß, Wald und Flur, gleich Haus, Brauch und Sitte ein Stück Heimat; man wechselt es nicht wie ein modisches Kleid“ „Das entspricht der Stetigkeit eines ernsten und großen Volkes, namentlich der Deutschen.“

Auch hier wieder tritt der Gegensatz zur sogenannten historischen Schule der Sprachgelehrten scharf hervor, welche die Beweglichkeit und stete Veränderung der Ortsnamen behauptet und fordert, daß der Forschung nur die erreichbar ältesten urkundlichen Namen zugrunde gelegt werden. Denn sie hält die alte Schriftsprache für die einzige, wahre und buchstäblich richtige älteste Sprache des deutschen Volkes. Im Gegensatz hiezu hielt Prinzinger die Volkssprache für älter als die Schriftsprache; sonst hätte sie nicht niedergeschrieben werden können. Nur mit der Volkssprache könne bis in die frühesten Zeiten — in die Urzeit — zurückgeleuchtet werden.

„Die Namen auf dem Pergament und Papier“, führt er aus, „haben wohl von Zeit zu Zeit und von Hand zu Hand eine andere Gestalt bekommen, die Namen im Volksmunde und im Leben sind durch alle Zeiten gleich geblieben. Man kann einen Namen willkürlich schreiben, man kann ihn aber nicht nach Willkür volksthümlich machen.“ „Man hole die Beweise nicht aus einer Zeit her, als die deutsche Sprachforschung noch bei ihren bescheidenen Anfängen und ersten Versuchen stand, und halte nicht diese ersten mönchischen Versuche für den Born deutscher Sprachweisheit, worauf sie gewiß selbst keinen Anspruch gemacht haben“.

Der Vorgeschichte der engeren Heimat sind viele kleinere Arbeiten Prinzingers gewidmet, welche zumeist als Vorträge in der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde gehalten und dann in den „Mittheilungen“ dieser Gesellschaft erschienen sind, so: „Die alten Verkehrswege“ (Band 14, 15, 19, 21), „Die Alterthümer Salzburgs“ (Band 15, 16, 20, 29), die Anhänge zum „Quellenverzeichnis“ (Band 24, 25) und andere. Auf Irrwege der Geographie, wenn sie die Volkssprache nicht beachtet, weist er hin in seinen „Tauern“ (Band 7 und 25, Seite 113, und im „Tourist“) und in den Bemerkungen zur altsalzburgischen Geographie (Band 38 u. a.).

Es war Prinzingers leider nicht gegönnt, es zu erleben, daß seinen Sprach- und Geschichtsforschungen, der Lieblingsarbeit seines langen Lebens, die volle Anerkennung zutheil wurde. Erst in der letzten Zeit wurde ihm einige Genugthuung, als die Wissenschaft vom Volke immer mehr an Beachtung und Bedeutung gewann und manche Forscher anfiengen, den Wegen, auf denen er geforscht, zu folgen. Seit Anfang der siebziger Jahre trat auch in der literarischen Presse ein Umschwung ein. Es mehrten sich die Stimmen, welche die unbedingte Wichtigkeit der herrschenden Art der Urkundenforschung in Zweifel zogen und den Weg zurück zum lebendigen Quell des Volksthums befürworteten. In der wissenschaftlichen Beilage der (Münchener) Allgemeinen Zeitung, die früher ganz im Banne der sogenannten historischen Schule gestanden war, traten in den letzten Jahren wiederholt Forscher auf, welche diesen anderen Weg verfolgten, so z. B. in Aufsätzen über Ortsnamenforschung in Elsaß-Lothringen (1898). Es wurde hier zwar die Neuheit der Forschungsart aus der Volkssprache hervorgehoben und sie wurde bahnbrechend genannt; sie war jedoch nur die Erkenntnis eben jener Grundsätze, welche Dr. Prinzingers schon mehr als dreißig Jahre früher in emsiger Arbeit sich errungen und, wie er einmal sagte, „zur Vertheidigung des Deutschthums gegen Gallier und Slaventhum“ sich zu eigen gemacht hatte.

Damals waren seine Gedanken völlig neu. Aber wenn er auch mit seiner Aufstellung lange Zeit fast allein geblieben, hegte er doch die volle Zuversicht, daß diese Art der Forschung immer mehr auf das ganze deutsche Wohngebiet zur Anwendung kommen und damit für die Sprachwissenschaft ein neues Hilfsmittel geschaffen werde, welches zunächst für diese selbst, und in weiterer Folge für Geschichte und Erdkunde, besonders aber für die Völkerkunde ebenso gewinnbringend sein würde, wie die sogenannte Wissenschaft vom Spaten.